

# Lob des Spießers

von Gerhard Schulze

Niemand anderen als uns Heutige meinte Max Weber, als er vor hundert Jahren schrieb: "Fachmenschen ohne Geist, Genussmenschen ohne Herz: Dies Nichts bildet sich ein, eine nie vorher erreichte Stufe des Menschentums erstiegen zu haben." Auf dich und mich, die wir sonntags gern spazieren gehen, uns für Urlaub und Eigenheim abrackern und uns abends vor dem Fernseher entspannen, schaute Weber mit dem müden Blick des deutschen Genies herab.

Keiner hat diese alte Melodie der Kulturkritik öfter gehört als wir Deutschen. "Es gibt kein richtiges Leben im falschen!", rief man uns zu. "Schaut nur, was sich hinter eurer Gartenzwergidylle für Abgründe auftun." Das Lob des Gelingens ist das letzte Tabu. Der ganz normale Mensch, also einer, der jeden Tag zur Arbeit geht, seine Kinder gut behandelt, seine Wohnung in Ordnung hält, seine Steuern zahlt und tapfer versucht, das Beste aus seinem Leben zu machen: Ausgerechnet er ist anfällig für das Gefühl moralischer Unzulänglichkeit. So viele Menschen leiden, sind arm, haben keine Arbeit, denkt er sich, während ich hier sitze und es mir gut gehen lasse. Womit habe ich das verdient? Sollte ich mich nicht schämen, satt und zufrieden, wie ich bin?

Weber hätte grimmig gelacht, und zumindest dieses Lachen lebt noch fort: in der Selbstverachtung von Normalen, die nicht normal sein wollen, ausagiert in Sündenbockritualen gemeinsamer Spießbeschimpfung. Der Normale als Spieß ist der nützliche Idiot einer Selbsterhöhung durch die Behauptung eines Unterschieds; man gewinnt persönlichen Mehrwert durch Abwertung. Der Normale ist ein Nichts. Geistlos, herzlos, ein Konsument, ein Massenmensch, Stimmvieh, Opfer der Verhältnisse. Bis heute hat sich diese Arroganz im intellektuellen Leben Europas gehalten.

Menschen ohne Geist und Herz sind zu banal, um zu merken, wie banal sie sind. Sie haben keinen Tiefgang, kein Geheimnis, keine Bedeutung. Der ganz normale Mensch fühlt und denkt zwar ganz anders über sich, aber er schweigt wohlweislich. Er hat keine Presse, wenn er aber eine hat, dann eine schlechte. Als Spieß verlacht, als potenzieller Rassist beschimpft, als unbedeutendes Nichts diffamiert, als Rädchen im Getriebe der Zeit entmutigt, als machtloser Einzelner, der gegen das korrupte Bollwerk aus Kapital und Politik nicht ankommen kann, hat er keinen leichten Stand. Und wenn ihm etwas gelingt, wenn er etwas gut macht: Wen interessiert das schon? Egal, wie er sein Leben meistern mag, es wird erst dann etwas über ihn in der Zeitung stehen, wenn er ausrastet und im Zorn seinen Nachbarn erschlägt. Je grauenvoller die Tat, desto mehr Würdigung wird sie finden.

Die "schweigende Mehrheit", ohne deren täglichen Einsatz unsere Gesellschaft keinen Bestand und keinen Zusammenhalt hätte, spielt in der öffentlichen Wahrnehmung nicht die Hauptrolle, die ihr eigentlich zukäme. Scheiternde, Sadisten, Kinderschänder, Amokschützen und Holocaustleugner prägen das Bild der Gegenwart weit mehr als die alltägliche Mühe der Vielen um das gelingende Leben.

Statt Ermutigung zu finden, muss sich der ganz normale Mensch täglich Appelle anhören, doch endlich zur Vernunft zu kommen: Er bräuchte ein neues Bewusstsein, er müsse zurück zu den alten Werten, Umdenken täte not. Er nickt dann zustimmend, weil er versteht, dass vieles noch im Argen liegt, denn er ist ja nicht blöd. Der eine oder andere mag sogar einen Hauch von Katharsis verspüren. Jede Zeit erfindet ihre eigenen Mechanismen der psychischen Selbstreinigung. Statt Ablass, Absolution, Beichte, Predigt und "Wort zum Sonntag" haben wir nun ewige Kritik und Wertediskurs.

Das Gelingen hat seine Bühne bei Ordensverleihungen, das Scheitern immer und überall. Man braucht nur ins Theater zu gehen, das Feuilleton zu lesen, mit Eltern über Erziehung zu reden, mit Lehrern über Bildung, mit Theologen über Religion, mit Philosophen über Wertbegründung, mit Soziologen über Aufklärung, oder unter Freunden eine kleine Umfrage zum Thema: "Was wird aus uns? Wie sollen wir am besten leben?" durchzuführen. Meist begegnet einem eine Mischung aus Verzagtheit und Skepsis, aus Zweifel am eigenen Denken und Zweifel am Denken anderer, aus Bescheidenheit und Hohn.

Doch das Thema lässt sich nicht abweisen. Die Frage lautet: Wie ist es heute um Geist und Herz bestellt? Haben wir etwas dazugelernt oder nicht? Ist uns vielleicht noch mehr zuzutrauen? Man muss nicht einmal besonders kulturkritisch eingestellt sein, um folgendes Urteil gleich bei der Hand zu haben: dass doch wohl gerade das Gegenteil der Fall sei. Kollektive Verdummung durch Fernsehen und Videospiele, wechselseitiges Nichtverstehen im Kampf der Kulturen, wachsende Ratlosigkeit und zunehmende Intoleranz.

Dies ist leicht gesagt und beantwortet die Frage nicht. Um einer Antwort überhaupt näherzukommen, muss man sich erst einmal von den Routinen der Kritik (alles geht kaputt, es ist fünf vor zwölf) und von der damit gekoppelten Nostalgie frei machen: Früher war alles besser, zurück zu Werten und Wurzeln, die Weisheit der Hopi-Indianer im Gepäck. Was an solchen im Bereich der Folklore angesiedelten Ansichten vor allem befremdet, ist das fehlende Gespür für Wandel und die Einzigartigkeit jeder Zeit. Unser Maßstab kann nicht die romantische Fantasie vom glücklichen Wilden sein, der zum Lehrmeister der westlichen Zivilisation idealisiert wird. Die Richtung, die unsere Lernprozesse nehmen müssen, lässt sich auch nicht aus der Vergangenheit des christlichen Abendlands ableiten oder aus den "normativen Ressourcen der Religion" (welcher denn?), sie ist vielmehr im Horizont der Gegenwart immer wieder neu zu bestimmen. Der auf seinen Common Sense vertrauende Mensch spielt dabei die Schlüsselrolle.

Viele machen sich über Gelingen Gedanken, trotzdem ist selten öffentlich die Rede davon. Das Leben meistern und gemeinsam dazulernen? Wie entsteht eigentlich jene fast unsichtbare Substanz des Alltäglichen, die alle nährt, auch die Verächter? Und was steht auf dem Spiel, wenn Menschen damit scheitern, wenn sie sich aufgeben, gleichgültig werden oder sich einen Sticker mit der Aufschrift "Arbeit ist scheiße" an die Brust heften?

Diese Fragen haben einen ungewöhnlichen Gegenstand: nicht etwa greifbare Probleme, sondern, im doppelten Gegensatz, das unverwirklichte Gelingen - das entgangene Glück. Sie artikulieren eine Kritik jenseits der vertrauten Kritikmuster. Vertraut ist uns der Diskurs über Missstände, unvertraut bis zum Befremden ist uns der Diskurs über verschenkte Möglichkeiten und geglückte Ankunft. Wer diesen Diskurspfad beschreitet, muss mit drei besonderen Schwierigkeiten rechnen.

Erstens: Es ist relativ leicht, jemand von der Dringlichkeit des Anliegens zu überzeugen, Missstände zu bekämpfen, etwa Bildungsdefizite, Ungleichheit, Armut. Im Vergleich dazu ist

es unendlich mühsam, jemand von der Dringlichkeit des Anliegens zu überzeugen, bereits gewonnene Spielräume auch gut zu nutzen. Doch wozu sollte man um Spielräume kämpfen, wenn man sich dann nicht mehr dafür interessiert, etwas daraus zu machen? Jemand tut alles, um seine Zahnschmerzen loszuwerden, doch nachdem ihm dies geglückt ist, sitzt er wieder genauso gelangweilt herum wie zuvor - eine ganz normale Geschichte. Das Absurde daran liegt auf der Hand, kommt aber nicht ins Gespräch.

Zweitens: Die Kritiktradition des Kampfes gegen Missstände hat in der Intellektuellenszene imperiale Züge angenommen. Erst einmal muss alles Leid der Welt besiegt sein, bevor die Frage nach der Gestaltung des Lebens jenseits des Leids erlaubt sein darf. Wer sich Gedanken über das entgangene Glück derjenigen macht, die unter vergleichsweise guten Umständen leben, muss sich die Frage gefallen lassen, ob er nicht wisse, wie viele Kinder jährlich weltweit verhungern. "Was sind das für Zeiten, in denen ein Gespräch über Bäume fast ein Verbrechen ist, weil es ein Schweigen über so viele Missstände einschließt?", schrieb Bertolt Brecht in seinem Gedicht "An die Nachgeborenen". Doch selbst in der bitteren Stunde der Niederschrift dieses Gedichts klingt die Auffassung an, dass erst das Gespräch über Bäume, die Feier der Ankunft den Menschen gerecht wird. Damit riskiert man aber mehr denn je den Vorwurf des Zynismus und der Ignoranz: Soll man doch erst mal einige Monate in den Müllhalden von Manila nach Verwertbarem wühlen, dann werde man schon sehen, was wirklich wichtig ist.

Es bleibt nichts, als auf diese Replik immer wieder mit zwei Argumenten zu antworten: Zum einen läuft es nicht auf das Übersehen von Missständen hinaus, wenn man den Akzent der Kritik einmal anders setzt. Zum anderen bleibt die Kritik von Missständen auf halbem Wege stehen, wenn sie die Frage, was eigentlich nach der Beseitigung dieser Missstände geschehen soll, als Luxusthema ohne Bedeutung abtut. Wie sehr sich gerade das rächt, zeigt die gegenwärtige Debatte um die Unterschicht. Noch immer geht es dabei vor allem um die Schaffung neuer Spielräume (mehr Geld, mehr Betreuung, mehr Chancen) und fast nie darum, wie der Einzelne diese Spielräume für sich zu gestalten hätte. Erst diese Anschlussfrage thematisiert das eigentliche Menschsein; davor geht es "nur" um die Herstellung von Bedingungen, die diese Frage überhaupt ermöglichen.

Drittens: Eine Kritik, die nicht primär an Missständen ansetzt, sondern die Gestaltung des Lebens zum Thema hat, kann immer nur mit besonderem argumentativen Aufwand klarmachen, dass die Zeit dafür reif sei. Missstände bedrücken und alarmieren; Gestaltungschancen dagegen sind so wenig spürbar, dass man sie erst entdecken, aufgreifen und umsetzen muss. Sie werden zum Opfer genau jener Kritikform, der sie ihre Existenz verdanken. Kritik an Missständen kann unmittelbare Evidenz für sich beanspruchen. Ihre Vorstellung des Guten setzt am Schlechten an, das konkret und erfahrbar ist. Bei der Kritik des entgangenen Glücks jedoch bezieht sich die Vorstellung auf etwas Gutes, das noch nicht existiert.

Ganz normale Menschen, Frauen und Männer mit ihren Bausparverträgen, Joggingschuhen, Urlaubsreisen, Sonntagsspaziergängen und Zukunftsplänen arbeiten sich an dieser Frage ab. Unbeachtet, aber oft erfolgreich. Das gelingende Leben liegt ihnen als Projekt vor Augen. Es ist ein anspruchsvolles, oft stressiges und zeitraubendes Projekt, aber auch ein lohnendes. Die Normalen sind die gute Nachricht. Sie sind die Mehrheit, ob schweigend oder nicht. Auf ihre Leistungsbereitschaft, ihre Rechtschaffenheit, ihren Anstand und ihre Liebe zum Leben kommt es an. Erst wenn sie aufgeben, ist es wirklich fünf vor zwölf.

Der Autor lehrt Methoden der empirischen Sozialforschung an der Universität Bamberg.  
Zuletzt erschien "Die Sünde. Das schöne Leben und seine Feinde" (Hanser)

Artikel erschienen am 03.01.2007